

1968–1989–1998–2018

»Heute erzählen die Opas nicht mehr vom Krieg, sondern von den 68ern.« Viel war davon die Rede in diesem Jahr 2018, viel von den Aufbrüchen, Errungenschaften, Veränderungen, Fehlentwicklungen. Kein gesellschaftlicher Bereich, der nicht von 68 und den Folgen positiv wie negativ betroffen war. Erziehung, Medizin, Rechtsprechung, Geschichte, Kirche, Universitäten, Mitbestimmung, Kultur, Musik und vieles mehr.

»Heiliger Ernst und teuflischer Spaß« – so lautete gerade eine vierteilige Rundfunkserie im DLF und hr zu »68 und die Neue Musik« – als natürliche Befreiung von den traditionellen Kultur-Zwängen. Der Schweizer Musiker, Improvisator und Komponist Max E. Keller, Protagonist dieser Zeit, im O-Ton von damals: »Die größte Freiheit in der Musik bietet die Improvisation, folglich kommt sie hier zu neuer Blüte. Improvisation hebt die Arbeitsverteilung Komponist – Interpret, die immer ein Herrschaftsverhältnis bedeutet, tendenziell auf. Der Improvisator ist zugleich der Schöpfer und Spieler des Erklingenden. Innerhalb eines Kollektivs versucht der einzelne Spieler sich musikalisch zu verwirklichen, sich frei zu entfalten in der dialektischen Beziehung zu seinen Mitspielern«. Die freie Improvisation dient der persönlichen Verwirklichung.

In diesem Windschatten entwickelt sich die Musiktherapie – im Westen Deutschlands, für die sich bis dahin (nur) Mediziner wie Harm Willms interessiert und eingesetzt hatten, wohl auch, um in der Medizin personale Beziehungsstrukturen zu ermöglichen. Maurizio Kagel begann sich für das Neue, für Musiktherapie zu interessieren und machte sie 1972 zum Thema in seinen Kölner Kursen. Wohl auch, weil er sich von diesem Thema einen Innovationsimpuls erhoffte. Im Ergebnisbändchen (»Musiktherapie als Problem der Gesellschaft«), 1973 erschienen und herausgegeben von Martin Geck, schrieben neben Kagel: Karin Reissenberger (heute Schumacher), Irmgard Merkt, Juliette Alvin, Harm Willms.

Musiktherapie im
Windschatten der 68er

Es gab Tendenzen der damaligen Avantgarde, die auch die Musiktherapie beeinflussten, zum Beispiel – die »Emanzipation des Geräuschs«, das Spielen auf »Geräuscherzeugern«, mit Materialien von der Straße, auch im Konzertsaal. Oder eine Aussage von Luc Ferrari, die vielfach geteilt wurde: »Warum soll das Privileg das Machens nur den Professionellen überlassen werden ... jeder Mensch bringt gewisse schöpferische Fähigkeiten mit«. Oder die Gruppenimprovisation. Sie verdankt, nach Hartmut Kapteina, ihre Existenz diesen »fruchtbaren Aufbrüchen«: Gruppenimprovisation mit ihren ästhetischen, pädagogischen, politischen, sozialpsychologischen, tiefenpsychologischen wie spirituellen Dimensionen.

Musiktherapie in Westdeutschland hat zu dieser Zeit noch keine psychotherapeutischen Wurzeln, das Interesse an Musiktherapie entstand hauptsächlich bei Menschen, die aus der Musik kamen, aus Kirchenmusik, Musikpädagogik oder der praktizierenden Musik. Wer sich Anfang der 70er Jahre im Westen für Musiktherapie zu interessieren begann, schaute mit gebannter Neugier

zunächst in den anderen Teil Deutschlands: hier war (wissenschaftliche) Musiktherapie schon da, es gab ein Ankommen in gesellschaftlichen Strukturen. Die Bücher von Christoph Schwabe waren bequem zu besorgen bei einem Besuch Ostberlins. Hier war Musiktherapie bereits Psychotherapie. Schwabe war es gelungen 1969 eine »Sektion Musiktherapie« zu gründen in der Gesellschaft für ärztliche Psychotherapie der DDR, vielleicht auch, um einen »Marsch durch die Institutionen« zu beginnen. Eingebettet in ein System, das freiere Formen nicht so einfach akzeptierte.

Die Theorie und Praxismodelle der DDR-Musiktherapie blieben dem in einer »freien« Gesellschaft aufgewachsenen Musiktherapieinteressenten verständlicherweise etwas fremd. Was sich bis dahin im Westen entwickelt hatte, war anders. Die verschiedenen Denkweisen in den unterschiedlichen Gesellschaftsstrukturen waren nicht miteinander in Einklang zu bringen. Da war der Blick in Länder, die einfacher zu bereisen waren, in denen es schon Musiktherapie institutionalisiert gab (zum Beispiel mit Ausbildungen), vielversprechender: nach Österreich, nach England, in die USA. Hier war vieles vergleichbarer, übertragbarer, annehmbarer. Vor allem die psychotherapeutischen, die psychoanalytischen Denkweisen.

Noch heute, auch nach fast 30 Jahren Deutschland, sind diese unterschiedlichen Entwicklungen von Ost und West zu erkennen. Bereits acht Jahre nach dem Zusammenschluss der beiden deutschen Staaten, 1998, war es allerdings den musiktherapeutischen Vereinigungen in der Kasseler Konferenz gelungen, einen gemeinsamen berufspolitischen Konsens zur Musiktherapie zu

Meilenstein Kasseler Thesen

beschließen – in den Kasseler Thesen, siehe in dieser MU-Ausgabe.

Noch heute sind die unterschiedlichen Verbände in der Bundesarbeitsgemeinschaft Musiktherapie (BAG MT) organisiert. Aber entwickeln sie dort gemeinsam eine politische Kraft? Eher nichts derzeit. Wesentliches ist nicht erkennbar. 10 Jahre nach den Kasseler Thesen übrigens, 2008, war es einigen Verbänden gelungen, sich in einem größeren Verband, der Deutschen Musiktherapeutischen Gesellschaft, zu organisieren, was im November in Berlin gefeiert wird.

Was sind heute 2018 die wichtigsten Fragen? Es bleibt der Blick auf die Gesellschaft. Nach Ansicht der Vizepräsidentin des Deutschen Musikrates, Prof. Ulrike Liedtke, muss ein viel größeres Bewusstsein in der Gesellschaft geschaffen werden, dass Musiktherapie (im Verbund der Künstlerischen Therapien) eine Konstante und eine Selbstverständlichkeit im deutschen Gesundheitswesen wird (siehe Beitrag zur Musikmesse).

Übrigens – durch 68 wurde die Gesellschaft bunter: wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, künftig die MU in Farbe lesen wollen, nutzen Sie einfach die digitale Version über www.v-r.de. Hier kommen die Abbildungen, die Bilder und Fotos bunt!

Eine gute Lesezeit wünscht



Volker Bernius